

Die erbeuteten Briefe

Autor(en): **Merlin, Kai**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **30 (1962)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die erbeuteten Briefe

L'amitié de deux hommes est l'amitié de deux âmes.
Roger Peyrefitte

Unter den Kriegsgefangenen vom Mai 1945 gehörte ich zu jenen vom Missgeschick Verfolgten, die ohne nachweisliches Verschulden von einem anonymen Moskauer Sondergericht abgeurteilt wurden und für zehn Jahre in den unermesslichen Weiten Sibiriens verschwanden. Im kriegsmüden Europa krächte kein mitleidvoller Hahn nach den Hunderttausenden deutscher Gefangener, und nur für einige Tausende der Verurteilten unter ihnen gab es zehn Jahre später eine Heimkehr.

In der Tundra am Eismeer nahm mich ein Kohlenschacht auf, in dem nahezu alle Völker vertreten waren, deren Staatsgebiet unter die Kontrolle des Kremls gefallen war. Ziemlich ratlos betrachtete ich eines Morgens in dem triefendnassen Stollen einen kohlenbeladenen Handkarren, der auf einer Laufschiene mehrere hundert Meter steil bergauf zu einem Fliessband zu befördern war. Die Nachdrängenden fluchten gotteslästerlich und stiessen mich in den wattegepolsterten Rücken. Ich machte verzweifelte Anstrengungen weiter zu kommen, aber das Rad meines Karrens hatte sich verklemmt und niemand war bereit, mir zu helfen. Die Stösse und Schläge wurden von meinem wattierten Wams abgefangen; als mir aber ein wohlgezielter Steinwurf die Wattekappe vom Kopf riss, brach ich zusammen. Meine letzte Wahrnehmung war: irgendjemand hat irgendwo das Licht ausgeschaltet. Dabei gab es nur Karbidlampen um den Hals.

Das Ohrensausen wollte nicht nachlassen. Ich fühlte mich eingezwängt in einen Rauchfang und konnte kaum noch atmen ... oder war es nicht etwa jener unterirdische Gang, auf dem ich während meines letzten Fronturlaubs mit Enzo auf Capri die Grotta Bianca zu erreichen versuchte ... O ja! ich wusste es doch, Enzo würde mich niemals im Stiche lassen ... Seine gelenkten Hände zerrten und zogen an mir ... Ein letzter Ruck und schon strömte ein lungenausweitender Hauch durch Mund und Nase. Hatte nicht auch der Herrgott (ich sah IHN wie auf den Fresken Michelangelos plötzlich vorübergleiten und dachte erst danach zuende) ... seinem Adam derart den Odem eingehaucht? — Allein das flackernde Karbidlicht liess mich nicht Enzo erkennen ... aus einem schwarzen Vollbartgesicht schauten mich besorgte eisblaue Augen an und ich vernahm auch einige schwerfällige deutsche Sätze. Als ich aber der Aetherflasche und dem weissen Aermel hinauffolgte, war es mir doch wieder so, als habe sich Enzo verkleidet und sei, nur um mir zu helfen, aus Italien herübergееilt. Die rehbraunen Augen mit der unruhigen tiefblauen Pupille, die kraftvoll geschwungenen Lippen, die ich mit der Seufzerbrücke verglichen hatte, die feine Linie der Nase, die sich in der Stirn verlor ... aber wo waren die Wellenkämme seines unbändigen Haarschopfs geblieben, die mich an das mitternächtlich bewegte Meer erinnerten?

Sein Schädel war geschoren wie bei allen Gefangenen und den sie bewachenden Soldaten ... «Boris, podymi ewo (richte ihn auf)», befahl jetzt die Bassstimme des Vollbarts. «Sie sind noch einmal gut davon gekommen», fuhr sie auf Deutsch fort. «Der Stein hätte Sie keine fünf Millimeter weiter treffen dürfen. Sie wären sonst ein toter Mann. Sind denn nicht genug junge Männer gefallen?

Wenn ich bloss den Hundesohn ausfindig machen könnte, der nach Ihnen geworfen hat, den würde ich windelweich hauen. Sie wissen ja, wir Gefangenen müssen uns selber helfen. Und wo wir dem Gesindel im Kreml etwas auswischen können, da sind wir verpflichtet es zu tun. Wir müssen zusammenstehen, ganz gleich, ob wir vor kurzem noch bestrebt waren, einander totzuschliessen. Ich bin nicht der Arzt, wie Sie wohl meinen. Ich heisse Alexei Petrowitsch und bin Bergingenieur, bis vor zwei Jahren Major der Sappeurtruppen und dies hier ist mein Freund Boris, Kunststudent wie Sie — ich habe mir inzwischen, als Sie garnicht wieder aufwachen wollten — Ihre Karteikarte geben lassen — und ich will meinen, Sie werden bald in unserem Freundschaftsbunde der Dritte sein. Ihren Schiller habe ich noch nicht ganz vergessen . . .» Als ich etwas Unzusammenhängendes stammelte und das Dankesgefühl meine Augen feucht werden liess (wenn man mich hart anfasste, biss ich nur die Zähne zusammen), glättete mir Alexei Petrowitsch den verrutschten Stirnverband und sprach besänftigend «Nitschewo, nitschewo. Wsjo budet choroscho (macht nichts. Alles wird wieder gut sein). Borja habe ich als Feldscher im Spital untergebracht. Nasche natschalstwo (unsere Obrigkeit) weiss mich als Bergingenieur zu schätzen und kennt mich gut genug, um zu wissen, dass ich meine Wünsche durchzusetzen vermag. Ich brauche nicht einmal die Arbeit zu sabotieren. Und man kann mir auch nichts nachweisen, wenn die Planziffern am Monatsende nicht erreicht werden. Es besteht daher eine stillschweigende Uebereinkunft, dass auf meine Wünsche weitgehend Rücksicht zu nehmen ist. Man versucht es längst nicht mehr, mich von Boris gewaltsam zu trennen. Seien auch Sie unbesorgt. Dieser fatale Steinwurf hat Ihnen vielleicht das Leben gerettet. Ich bin auf diese Weise auf Sie aufmerksam geworden. Sonst wären Sie für mich unter den Tausenden nicht mehr als Nummer L 392. Der Kräftigste und Geschickteste scheinen Sie nicht zu sein, und unterwegs ist selbst ein Herkules seines Lebens nicht sicher . . .»

Alexei Petrowitsch hatte nicht zu viel versprochen. In den Schacht bin ich nicht wieder eingefahren. Die Lagerärzte, zumeist wegen «Zusammenarbeit mit dem Feinde» verurteilt, obwohl sie nichts weiter getan, als ihrem Hippokrateseid gehorsam zu sein, behielten mich über die Krankheit hinaus. Sie gaben sich die Mühe, auch mich zum Sanitäter auszubilden, und in Boris fand ich den nachsichtigsten und ergebensten Freund, der meine anfänglichen Fehlgriffe gerne auf sich nahm und meine «Unfehlbarkeit» zum Sprichwort vom «akkuraten Deutschen» werden liess. Abends gesellte sich Alexei Petrowitsch zu uns und wir tauschten zu dritt unsere Sprachkenntnisse aus. Deutsch, Englisch und Latein gegen Russisch und Ukrainisch. Die Lehrbücher wurden durch die freien Schachtangestellten hereingeschmuggelt, die den von ihrem vorgesetzten Ingenieur geduldeten Schlendrian durch Gegenleistungen zu erkaufen wussten. Die Sprachbegabung der Russen wurde auch von Alexei und Boris unter Beweis gestellt und es dauerte nicht allzu lange und meine Hauptbeschäftigung wurde Sprachunterricht. Besonders gross war die Nachfrage nach Englisch, da alle Hoffnungen der Häftlinge sich auf Amerika richteten. Auch konnten sie nie genug vom freien Europa hören, dem sie sich zugehörig fühlten. Selbst manche üble Erfahrung, die sie während des Krieges in den besetzten Gebieten oder als Kriegsgefangene in Deutschland selbst gemacht hatten, überschattete nicht das aus der Lektüre älterer westeuropäischer und amerikanischer Romane und Geschichtsbüchern genährte Traumbild einer Welt ohne Zwang und staatliche Willkür. Inmitten einer Tundra, deren Eisdecke nur für knapp vier Monate aufschmolz und ein karges Gestrüpp, einen blumendurchwirkten Moosteppich dem spärlichen Sonnenlicht die verkrampften

Aeste entgegenstrecken liess, waren auch für mich die Gedanken an Wanderungen, Reisen und Märsche, die mich als Schüler und Studenten durch ganz Europa und weite Teile Amerikas geführt hatten, eine trostbringende Erinnerung. Aber auch das, was ich von meinen Gesprächspartnern über die Völker der Sowjetunion erfuhr, über die Naturwunder des Kaukasus, Sibiriens und Mittelasiens, bedeutete für mich Weiterung des Blickfeldes und Bereicherung der Seelenkenntnis. Denn auf der Harmonie der menschlichen Seelen waren der Optimismus und die Zuversicht Alexei Petrowitschs begründet.

Er hielt nicht allzu viel von der Suprematie des Geistes, wie er es ausdrückte. Als ich ihm von dem Philosophen Ludwig Klages erzählte, sagte er kopfschüttelnd: «Unser aller Unglück kommt davon, dass im Westen der »Geist als Widersacher der Seele« angesehen wird. Wenn der europäische Geist keine so menschenfeindlichen Theorien erfunden hätte, sässen wir jetzt nicht hinter Stacheldraht. Da halte ich es lieber mit unseren byzantinischen Kirchenvätern, die sahen noch wie Plato die Seele und nicht allein den Geist in der Geschichte wirken. Sie krankten nicht in dem verderblichen Stolz und an der Menschenverachtung westlicher Philosophen, die einer weltfremden Theorie zuliebe die gesamte Menschheit zu opfern bereit sind. Marx ist nicht auf russischem Boden gross geworden . . .» —

«Sie wollen doch nicht etwa behaupten, dass ganze Völker durch eine Seelenfreundschaft sich verbunden fühlen können», warf ich ein. «Genau das meine ich, Golubtschik (Täubchen)», versetzte Alexei Petrowitsch und strich seinen schwarzen Bart, in dem die ersten Silberhaare aufblitzten. «Hätte mein Geist, von dem Sie mehr halten als er es wert ist, jemals zu Ihnen gefunden, als ich Sie blutüberströmt auf der Bahre liegen sah? Ihre geistigen Qualitäten haben wir erst sehr viel später entdeckt. Nein, es war der misshandelte junge Mensch, die Kreatur Gottes oder, falls Sie Dostojewskij zitiert haben wollen, «der Wurm, der sich unter einem Stiefel krümmt». Und kommen Sie mir nicht mit dem Einwand, Männer seien nur durch Werkgemeinschaft, durch geistige Omnipotenz aneinander gebunden. Nein, tausendmal nein, es ist die Freundschaft der Seelen, die Männer auf Leben und Tod vereint und sie Unglaubliches vollbringen lässt. Nicht umsonst haben die Tyrannen zu allen Zeiten Freundschaftsbündnisse gefürchtet. Weil man die Freiheit unter den Menschen mit allen Mitteln beschränken wollte, wurden Liebesverhältnisse unter Männern seit dem Ausgang der Antike in Europa nicht länger geduldet. Sehr zum Schaden der westlichen Christenheit. Erst die Renaissance brachte für kurze Zeit einen Wandel in den Auffassungen; wie anders wären sonst Michelangelo und Leonardo, Shakespeare und seine boyactors möglich gewesen! Der scheinheilige Protestantismus hat dann alles wieder verdorben. Man wurde in den Glaubenskriegen unduldsam auf beiden Seiten. Dort aber, wo die byzantinische Tradition vorherrschte, hat man den Glauben an die bergeversetzende Kraft der Seelen nie ganz verloren. Platos Seelenlehre hat immer nachgeschwungen, so starr und verzeichnet unsere griechischen Heiligenbilder Ihnen auch erscheinen mögen. «Die Seele ist Christin». An dieses Wort Tertullians haben wir uns immer gehalten. Und wenn wir Russen auch noch viel Barbarisches, ein Blutserbe unserer mongolischen Unterdrücker, aufzuweisen haben, die ungeheure Kraft der Seele wird sich letzten Endes zum Wohle der ganzen Menschheit bei uns durchsetzen. Man kann aber die Völker nicht von heute auf morgen miteinander versöhnen. Bis zum grossen Friedensfest ist es noch unendlich weit. Was man aber schon jetzt tun kann, soll unter keinen Umständen unterlassen werden. Von Mensch zu Mensch muss man mit

der Seelenfreundschaft beginnen; dadurch wird erst die Verständigung von Volk zu Volk möglich sein. Niemals wird man etwas durch Blutsvermischung erreichen; das ist zu grob materialistisch gedacht. Die Fäden einer Seelenfreundschaft zwischen Männern sind viel zuverlässiger und aufs Ganze gesehen wirksamer.



Nichts anderes hat Christus gelehrt. Nur wer im Mitmenschen den Bruder entdeckt hat, ist zu keinem Hass mehr fähig. Wundern Sie sich nicht, Golubtschik, wenn ich Ihnen jetzt verrate, dass mich die erbeuteten Briefe, die man einem gefallenem deutschen Offizier weggenommen hatte, zu dieser Auffassung bekehrten. Und wenn ich Ihnen Gutes getan habe, dann war es auch eine stille Danksagung an jenen Ihrer Landsleute, dessen Körper ich nur noch mit hartgefrorener Erde zu decken konnte . . . »

Ich verlor kein Wort; nur meine rechte Hand, die Boris linke Schulter umfing, vergrub die Finger in deren sanfter Rundung. — «Das hast Du aber mir noch nie erzählt, Aljoscha». Die mir in allen Nuancen vertraute Stimme von Boris verriet

eine vorwurfsvolle Note. — «Genug, dass Du die Geschichte meiner unglücklichen Ehe kennst», erwiderte Alexei Petrowitsch gelassen. Er nahm einen Schluck Moosbeerenkwas, streckte sich auf der Pritsche des Ordinationszimmers aus, fing seinen Kopf in die ineinandergehakten Hände auf und richtete seinen — mir und Boris plötzlich entfremdeten Blick — zur Decke.

«Es war in jenem unglückseligen Winter 1941/42», grollte sein Bass wie ein vorbeiziehendes Gewitter, «als die Blockade der Stadt, die ehemals St. Petersburg hiess und in der ich noch unter dem Zaren auf die Kadettenanstalt kam, beinahe vollkommen war. Meine Mutter hatte sie auch dann nicht verlassen wollen, als ich Fronturlaub erhielt, um die junge Opernsängerin, mit der ich nur wenige Wochen vor Kriegsausbruch die Ehe eingegangen war, aus der belagerten Stadt herauszuholen. Ich wusste, dass meine Mutter nicht viel von Olgas Treue hielt und mich mit Vorwürfen überhäufte, als ich einer sinnverwirrenden Leidenschaft die freud- und leidbewährte Gemeinschaft mit meinem Studienfreund Oleg opferte. Ich fand meine Mutter, die auch im Elend nicht die Haltung einer ehemaligen Hofdame einbüsste, in einem völlig vereisten Zimmer. Sie wärmte ihre klammen blutleeren Hände an einem Feuer, das von zerknülltem Papier hoch-

züngelte. Vor ihr lag ein voluminöses Buch, aus welchem sie las und dann die durchgelesenen Seiten dem Feuer übergab. «Jetzt ist Shakespeare dran, die schöne Brockhausausgabe. Du musst entschuldigen, dass ich sie Dir nicht vermachen kann. Aber die Sonette auf Englisch habe ich für Dich aufbewahrt. Du müsstest nur besser Englisch können. Ueberhaupt hast Du noch viel im Leben zu lernen», sagte meine Mutter zur Begrüssung und schüttelte missmutig mit dem Kopf. «Fünfunddreissig bist Du jetzt», fuhr sie unvermittelt fort, «Du wirst die Befreiung noch erleben. Die Deutschen werden den Zaren nicht wieder einsetzen, aber sie werden uns von dem Kremlgesindel befreien...» Ich versuchte meiner Mutter den Spuk auszureden, aber es half nichts. «Schweig», fuhr sie mich an, «Dich hat die Sowjetpropaganda getäuscht. Ich habe genug deutsche Offiziere gekannt, die werden keinen Halunken an der Spitze ihres Staates dulden. Und wenn es einer sein sollte, dann werden sie ihn zu beseitigen wissen. Zunächst haben aber die Deutschen bei uns im Lande eine historische Aufgabe zu erfüllen. Ich stürbe gerne in meinem Eispalast, wenn ich nur wüsste, dass man den Bolschewiken den Garaus macht. Um Oleg ist es aber schade...» «Was ist mit ihm?», schrie ich auf. In den eisklaren Augen meiner Mutter spiegelte sich nur das Feuer, in dem eine neue Shakespearesseite verglomm. Sonst blieben sie ausdruckslos. «Your fair angel is not more», sprach sie wie eine weissagende Sybille, «er ist beim ersten Fliegerangriff getötet worden. Dafür lebt aber deine Olga... mit einem anderen Mann... einem Fabrikdirektor aus einwandfrei proletarischer Familie. Er hat ihr mehr zu bieten als ein Aristokratensprössling, der sein Fell zu Markte trägt, nicht für sein russisches Vaterland, sondern für die Kremlusurpatoren. Du hast sicherlich schon lange ihre Briefe vermisst... Ich kann Dir auch nicht mehr sagen, als dass sie irgendwo im Kasachstan sitzt, your black lady!...»

«Was soll ich euch noch von diesem letzten Besuch bei meiner Mutter erzählen? Sie behandelte mich wie einen Schulbuben, der alles falsch macht. Ich vermochte sie nicht zu überreden, ihre eisige Todeszelle zu verlassen. «Wenn ich gestorben bin», erklärte sie schroff, «werden sich schon Nachbarn einfinden, die meinen Körper — viel wiegt er nicht mehr — auf den Schlitten laden und zum Friedhof ziehen. Dir habe ich nichts weiter zu bestellen. Nimm die Familienandenken und Urkunden an dich, die dir später von Nutzen sein können. Und vergiss die Sonette nicht. Vielleicht findet sich noch einmal ein anderer Freund, der dir die Treue hält wie Oleg und mit dem du für ein neues besseres Russland kämpfen kannst...»

Alexei Petrowitschs Stimme stockte. Boris ging zu ihm hinüber, setzte sich auf den Rand der Pritsche, bemächtigte sich seiner Hand und liess sie nicht wieder los. Nach einer geraumen Weile fuhr die dunkle Stimme in der Erzählung fort. «Meine Mutter habe ich nach dem Kriege nicht mehr wieder gesehen. Drei Menschen, die mir am allernächsten standen, waren aus meinem Leben geschieden. Aber ich wollte euch ja von den erbeuteten Briefen erzählen. Bevor der Entsatz kam, hatte ich mit meinen Sappeuren über den gefrorenen Meerbusen eine Eisenbahnstrecke zu bauen. Ich erfand Schwellen aus Eis, in die ich die Schienen mit Wasser eineiste. Die Deutschen versuchten unseren Stützpunkt auszuräuchern, gerieten aber selbst in eine Umzingelung und etwa zweitausend fanden darin ihr Ende. In einem zerschossenen Unterstand stiess ich auf den Leichnam eines jungen deutschen Offiziers, der sich als einziger Ueberlebender des Gemetzels die letzte Kugel in die Schläfe geschossen hatte. Meine Soldaten beeilten sich, ihn zu entkleiden, so lange er noch nicht steif gefroren war. Die Sibirjaken waren gar nicht einmal so sehr erbittert über den harten Kampf, der wohl das Dreifache an russischem Leben ge-

kostet hatte. Sie wissen es vielleicht aber gar nicht, wie sehr es uns Russen damals an allem gefehlt hat. Jeder Kleiderfetzen war wertvoll, und die Deutschen trugen noch gute warme Uniformen. So stand ich vor dem deutschen Leutnant, der vor mir nackt im zerwühlten und blutbespritzten Schnee lag. Er fiel mir durch seine makellosen Gliedmassen auf, die ein vielseitiges Sporttraining verrieten. Sein Körper schien unter südlicher Sonne gebräunt. Ich kniete nieder, um ihn genauer zu betrachten. Er mochte Mittzwanziger sein. Ich hob seinen aschblonden Kopf hoch, die fein geschnittenen Gesichtszüge erinnerten mich an Gemmen aus Kertsch, die ich mit Oleg so oft in der Keremitage bewundert hatte. Seine opalgläsernen Augen gaben mir unlösbare Rätsel auf; ich drückte meine Finger so lange darüber, bis sich die Lider schlossen. Seinem Munde war kein Schmerz anzusehen. Mir fiel das altrussische Heldenlied vom Heereszug Igors ein. Darin wird ein Jüngling geschildert, den ein Tatarenpfeil niederstreckte. «Durch das Perlenband der Zähne verliess die Seele seinen Leib», heisst es darin schlicht und treffend. Wie mochte wohl die Seele dieses Menschen gewesen sein, der ausgezogen war, mein Land zu erobern, fragte ich mich. Hat auch er menschliches Erbarmen gekannt, wie ich es verspürte? Wenn er bloss gehnt hätte, dass ich ihm nichts zuleide getan hätte. Aber wer weiss es, vielleicht wäre er in einem Gefangenenlager eines qualvolleren Todes gestorben. In Deutschland würde man wohl bald in der Zeitung lesen «den Heldentod gefallen . . .»

Meine Kompagnie sichtete dieweil die Beute. Semjon, mein braver Unteroffizier, dem man die Kosakennähnen von weitem ansah, kam auf mich zu mit einer Kartentasche und einem Bündel Briefschaften. Er schlug die Hacken zusammen und meldete vorschriftsgemäss: «Das hier haben wir bei dem deutschen Offizier gefunden.» Ich nickte nur und liess ihn abtreten.

Nach flüchtiger Durchsicht der Briefe stellte ich fest, dass sie beinahe ausnahmslos von einem anderen deutschen Soldaten geschrieben waren, der im besetzten Paris stationiert war, und so viel echtes Liebesgefühl verrieten, wie ich es niemals einem Briefe anvertraut hätte. Ich musste an Oleg denken, den meine Gemütskälte so oft verletzt hatte. Denn auch für ihn war Freundschaft der Liebe gleichgestellt. Diese erbeuteten Briefe füllten in mir ein Vakuum aus. Aus kleinsten Andeutungen und beiläufigen Erwähnungen versuchte ich die Lebensgeschichte von Kurt — so hiess der Gefallene — und seinem Freund im fernen Paris zu rekonstruieren. Es war, als schriebe ich eine Romanbiographie. Eine Anzahl von Fotografien der beiden halfen meiner Fantasie. Einzelnen oder zusammen waren sie am Meere oder an Seen, im Gebirge und im Walde zu sehen, auch einen Opelwagen und einen Schäferhund lernte ich auf diese Weise kennen. Das Entscheidende blieb aber für mich die Tiefe des Gefühls, die Innigkeit der Verbundenheit und die vollkommene Harmonie der gegenseitigen Zuneigung. Nichts schien jemals deren Beziehungen getrübt zu haben. Und ich schämte mich umso mehr meines egoistischen Verhaltens Oleg gegenüber, das meine Mutter ohne weiteres auch gerügt hatte. Ich habe damals hunderttausend Eide geschworen, wenn ich den Krieg überleben sollte, an einem anderen Menschen wieder gut zu machen, was ich bei Oleg verfehlte. Und wenn ich mich heute nach Freiheit sehne, dann nur, um Boris seine grosse Liebe zu entgelten. Was kann ich schon hier im Lager für euch tun?» —

Boris und ich protestierten heftig. Alexei Petrowitsch erhob sich, nahm uns zu beiden Seiten und trat mit uns in die sternenhelle Polarnacht hinaus. »Ich vergass euch noch zu sagen, dass ich mich von den erbeuteten Briefen bis zu meiner Verhaftung nicht getrennt habe. Sie wurden mir später sogar als Belastungsma-

terial präsentiert. Aber selbst einem erfinderischen Tschekistenschädel wollte es nicht gelingen, verräterische Beziehungen zum Feinde zu konstruieren. So blieb es denn bei meiner eingestandenem antikommunistischen Gesinnung, die durch ein hinterbrachtes Gespräch nach Kriegsende zutage trat. Es waren längst nicht alle Tyranneien beseitigt worden. Aber unser Vertrauen in die Zukunft kann uns niemand nehmen. Wo Menschenherzen zu einander finden, da nützt kein eiserner Vorhang. Das sollte man auch im Westen beherzigen. Was uns allein erretten kann von allen Uebeln der menschenfeindlichen Erfindungen dieser Technik, ist heute wie vor zweitausend Jahren einzig und allein die Liebe zum Mitmenschen.» Alexei Petrowitsch machte über Boris und über mir das Zeichen des Kreuzes, küsste jeden von uns auf die Stirn und ging eiligen Schrittes in seine Baracke. «Woher so spät?», herrschte ihn vom Wachturm der gelangweilte Posten an. «Geh schlafen, Brüderlein!», rief ihm die wohlbekannt dunkle Stimme zu, «Gott wacht über uns allen.» —

Ich habe noch viele gute Stunden in den Jahren der Gefangenschaft mit Alexei Petrowitsch und Boris verlebt. Und als wir voneinander getrennt wurden, fanden wir immer noch Mittel und Wege, einander Nachrichten zukommen zu lassen. Erst als die russische Grenzstation jenseits des Bug aus dem Gesichtskreis der Heimkehrer verschwand, wurde ich mir der Tatsache bewusst, dass ich wohl nie wieder von meinen russischen Freunden etwas hören würde... Wenn nicht eines Tages Hass und Misstrauen doch noch aus der entzweiten Welt verschwänden und Alexei Petrowitschs Liebesbotschaft Gehör fände...

Kai Merlin, San Francisco

FREUNDSCHAFT

Wenn Worte hinter Mauern, nie zu sprengen,
verirrte Kinder um den Weg sich mühen:
In Freundes Augen still verwandtes Glühen
entführt sie leicht und heiter aus den Engen.

Wir kosten, die noch ungeboren drängen,
die Früchte nie geahnter Harmonien,
die, kaum Gestalt, geheimnisvoll zerfliehen:
Wir sehn sie reif an goldnen Zweigen hängen.

Wem nur der bunte Kranz der Welt gewunden,
am Hals der Liebsten denkt er nicht der Zeiten,
das Spiel der Küsse ist ihm alle Lust.

Doch manchem, der sich stumm hinausgefunden,
entstürzt der enge Kreis, und Ewigkeiten
erschauernd fühlt er in des Freundes Brust.

Paul Alverdes

Aus «Die Nördlichen», 1922